Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1946-1947)
Heft: 9

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

GOTTFRIED KELLERS EPISCHER UND DRAMATISCHER NACHLASS

Zwei Jahre nach Kellers Tod veröffentlichte sein erster Biograph Jakob Baechtold in sorgsam überlegter Auswahl einen Band «Nachgelassene Schriften und Dichtungen». Der Herausgeber machte kein Hehl daraus, daß ihm selbst der handschriftliche Nachlaß Kellers, die «Therese» ausgenommen, keinerlei literarische Ueberraschungen geboten habe, daß Kellers Nachruhm irgendwelcher posthumer Entdeckungen aber auch nicht bedürfe; an ihrer Stelle konnte er die «ganz unvergleichlichen Briefe und Tagebuchfragmente» verheißen, die ein Jahr später, umrankt von Baechtolds Darstellung von Kellers Leben, zu erscheinen begannen.

Eine andere Verpflichtung als dem ersten Biographen überbindet Kellers literarische Hinterlassenschaft dem neuen Herausgeber der historisch-kritischen Gesamtausgabe von Kellers Werken, eine andere, größere Aufgabe auch, als die von ihm bisher besorgten drei Bände ihm gestellt hatten: er kann sich selbstverständlich nicht auf die von Baechtold und von anderen bereits geborgenen Schätze beschränken, und was darüber hinaus im Rahmen einer Ausgabe der «Sämtlichen Werke» Raum finden muß und was der Nachwelt ohne Schaden für sie selbst und für den Dichter vorenthalten werden darf, all dies muß seinem persönlichen Ermessen anheimgestellt bleiben. Daß dabei nicht zwei Editoren im einzelnen die gleiche Hand hätten, ist wohl anzunehmen; da nur der Herausgeber selbst den ganzen Nachlaß überblickt, bleibt die Beurteilung der von ihm getroffenen Auslese eine Sache des Vertrauens — eines Vertrauens, das durch das dem Leser sichtbare Ergebnis seiner Arbeit selbst gerechtfertigt werden muß.

In wie hohem Maß *Carl Helbling* dieses Vertrauens würdig ist, bezeugt aufs neue der soeben erschienene zwanzigste Band der Ausgabe[1]. Unter «Nachlaß» ist hier, wie bei Baechtold, neben dem nur handschriftlich Ueberlieferten auch alles schon zu Kellers Lebzeiten Gedruckte zu verstehen, das Keller selbst von den «Gesammelten Werken» ausgeschlossen hat.

> «Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer,
> Der Staub der Werkstatt mag zugrunde gehn!»

läßt Keller zwar den sterbenden Poeten ausrufen; aber er selber sorgte doch dafür, daß seine Notizen, Entwürfe, Fragmente der Nachwelt erhalten blieben, obwohl er wußte, daß das eine und andere davon nachträglich doch noch den Weg zum Setzer finden werde. Frei von kritiklosem Vollständigkeitswahn und ebenso gefeit gegen die Versuchung, in jedem flüchtig hingeworfenen Wort des Dichters

[1] *Gottfried Keller.* Sämtliche Werke. Ausgabe auf Grund des Nachlasses. Band 20: Nachgelassene Erzählungen. Dramatischer Nachlaß. Herausgegeben von *Carl Helbling* (Verlag Benteli AG., Bern.)

eine poetische Offenbarung zu vermuten, unterscheidet Helbling: schon durch Keller selbst Veröffentlichtes, das selbstverständlich aufzunehmen war, und unter dem durch Keller in der Manuskriptschublade Zurückbehaltenen: Zeugnisse reifender, wenn auch noch nicht ausgereifter Meisterschaft; Konzepte von Ideen, Plänen, die nicht über den Zustand der Notiz hinausgediehen sind; und endlich die frühzeitigen oder vorzeitigen Versuche des Knaben, die lediglich biographischen Wert beanspruchen können. Was von der letzten Gruppe im Rahmen der Schilderung von Kellers Leben verwendet werden konnte, ist bei Baechtold und bei Ermatinger zu finden; so groß für den Herausgeber die Versuchung sein mochte, als rückwärtsschauender Prophet den künftigen Meister aus solchen Puerilia und Juvenilia heraus- oder vielmehr in sie hineinzulesen, verzichtet Helbling doch mit Recht darauf, sie abzudrucken und noch einmal zu glossieren. Die Notizen verweist Helbling in den Anhang, wo sie entweder unter der betreffenden Ueberschrift (sofern sie eine haben) zusammengefaßt werden oder in den Kommentar eingegangen sind. Der Textteil enthält nach den schon zu Kellers Lebzeiten im Druck erschienenen Stücken in chronologischer Reihenfolge alles schon soweit Geförderte, daß sich der werdende echte Dichter darin zu erkennen gibt.

Die Sichtung des schon gedruckten Nachlasses stellte den Herausgeber gleich zu Beginn vor eine schwierige Entscheidung. Im «Bündner Kalender» vom Jahre 1847 sind zwei Kurzgeschichten erschienen, die beide von Keller stammen können: «Der Schneidergeselle, welcher den Herrn spielt» und «Die mißlungene Vergiftung». Baechtold plädiert für den «Schneidergesellen», und zwar vor allem mit Rücksicht auf die offenkundige Verwandtschaft des Motivs mit dem der Seldwylergeschichte «Kleider machen Leute», Ermatinger für die «Mißlungene Vergiftung», für die außer verschiedenen inhaltlichen und sprachlichen Parallelen zu späteren Novellen Kellers auch die Tatsache spricht, daß die Anekdote im Gegensatz zu allen anderen Beiträgen und dem allgemeinen Usus des Kalenders mit *K* gezeichnet ist. Wie Helbling nachweisen kann, sprechen für die zweite Schnurre außer den Argumenten Ermatingers auch gewisse Eigentümlichkeiten von Kellers Handschrift, die verschiedene scheinbare Druckfehler als verzeihliche Lesefehler des Setzers zu interpretieren gestatten. Da sich jede der beiden Hypothesen mit guten Gründen verteidigen läßt, da ferner für eine Entscheidung nach der einen oder andern Seite hin die erforderlichen dokumentarischen Unterlagen nicht mehr beigebracht werden können, druckt Helbling beide Kalendergeschichten ab — und weshalb könnte Keller nicht ebensogut zwei Beiträge statt des verlangten einen für den gleichen Jahrgang des Bündner Kalenders geliefert haben?

Die beiden in Auerbachs «Deutschem Volkskalender» erschienenen vaterländischen Erzählungen «Verschiedene Freiheitskämpfer» und «Der Wahltag», die Keller nicht in die Gesammelten Werke aufgenommen hat, weil sie sich keinem der verschiedenen Novellenzyklen einfügen ließen und weil zudem, wie Helbling bemerkt, nach Kellers eigenem Gefühl das Lehrhafte darin nicht genügend im Poetischen aufgegangen war, sind — wie die «Parabel» — schon aus Baechtolds Nachlaßband bekannt und von da wohl in die meisten seit 1920 erschienenen Kellerausgaben übergegangen, obwohl sie an künstlerischem Wert erheblich hinter den Seldwylergeschichten, den Zürcher Novellen und dem Sinngedichtzyklus zurückstehen.

Unter den von Keller selber nicht veröffentlichten Stücken zeugen die beiden Landschaftsbilder «Eine Nacht auf dem Uto» (der nicht besonders glücklich gewählte Titel stammt von Baechtold) und «Das Gewitter» für die pathetische Entwicklungsphase, die der Achtzehn- und Neunzehnjährige durchmachte — wie schon der Zwanzigjährige über diesen jugendlichen Ueberschwang hinausgewachsen ist, läßt sich dem Brief vom 20. Juli 1839 an Johann Müller entnehmen, der die beiden

Motive zu einem humoristisch getönten Stimmungsbild zusammenfaßt. Wenn es in der Skizze «Das Gewitter» von der «riesigen Eiche» heißt, sie schwinge «pfeifend ihre jüngeren Aeste im Sturme», kündigt sich schon die naturhaft-kraftvolle Sprache der «Waldlieder» aus den Gedichten von 1846 an («Manchmal schwang die höchste Eiche gellend ihren Schaft alleine»). Der von Keller selbst «Die Reise in die Unterwelt» betitelte Anfang einer Novelle (1838) sagt nichts genau Bestimmbares darüber aus, wie sich der junge Dichter den Verlauf der Handlung vorgestellt haben mag, berührt aber schon Saiten, die in reifen Dichtungen Kellers erklingen werden: die Wolkenträumerei weist, wie Helbling bemerkt, auf den «Grünen Heinrich» (und den Schluß der «Ursula»), die gelassene Beobachtung der Spinne auf das Gedicht «Die kleine Passion». Aus Kellers handschriftlichen Beiträgen für das «Wochenblatt der Schweizergesellschaft» in München, zum größten Teil rasch hingeworfenen Gelegenheitsprodukten, die «vom Zweck der Zeitung mehr aussagen als vom Verfasser der Artikel», gibt Helbling zwei Fabeln als Stücke von poetischem Wert. Die allerdings nicht über den Eingang und eine Motivskizze hinausgediehene erste Bewährungsprobe des künftigen Meisters findet Helbling mit Recht in dem Bruchstück «Reisetage» (1843), dem Auftakt zu jenem novellistischen Projekt, das Keller im Tagebuch als seine «erste Erzählung» bezeichnet.

Aus dem dramatischen Nachlaß bringt der Textteil: die Ansätze zu den zeitgenössischen Satiren «Die Flüchtlinge» mit dem heine-isierenden Poem zu Beginn als Zeugen einer Anlehnung des jungen Keller an ein Vorbild, von dem sich der Gereifte zu seinem Glück entschieden lossagte; ferner das von Baechtold so betitelte Fragment «Ein vaterländischer Schwank», die Bruchstücke «Der Sonderbund», das «Freischarengespräch aus dem ‚Stern' zu Heidelberg», die ausgeführten Szenen des schon in den Anfängen steckengebliebenen Lustspiels «Jedem das Seine», mit dem sich Keller den Zugang zum Berliner Schauspielhaus zu erschließen hoffte, und an vorletzter Stelle, als Hauptstück, das auf zwei Akte gediehene Trauerspielfragment «Therese».

Im Anhang legt der Herausgeber Rechenschaft davon ab, mit welcher Behutsamkeit und Feinfühligkeit er den Nachlaß Kellers gesichtet und bearbeitet hat. Gelegenheit zum Rätselraten böten einem spekulativen Kopf die Seite 183 zitierten brieflichen Aeußerungen Kellers über seine Absicht, drei alte dramatische Pläne «in Gottes Namen als Novellen einzupökeln»: welche mögen dies sein? Beim tragischen Stoff mag es sich um die «Therese» handeln; aber die Komödien? Der Nachlaß bietet nach der Ueberzeugung Helblings keine sicheren Anhaltspunkte für eine Entscheidung. Wie der Herausgeber aus bloßen Splittern ein Ganzes zusammenzufügen versteht, bezeugt zum Beispiel seine Bearbeitung des Lustspielplanes «Jedem das Seine». Gehören alle in demselben Konvolut vereinigten Fragmente zum gleichen Plan? Baechtold hält dies nicht für ganz sicher. Es ist besonders reizvoll zu verfolgen, wie Helbling das Zusammensetzspiel löst und wie am Ende die Fabel des Ganzen dasteht.

Die Sacherläuterungen lassen kaum einen berechtigten und erfüllbaren Wunsch des Lesers offen. Sein Bestes aber gibt Carl Helbling in den beiden biographisch unterbauten Gesamtcharakteristiken von Kellers epischem und dramatischem Nachlaß, zwei in sich geschlossenen Essais über die Anfänge des Erzählers und sein lebenlanges erfolgloses Werben um die Gunst Thaliens in sprachlich meisterhaft geformter Darstellung. Wer literarische Arbeiten herausgibt, denen die Vollendung versagt geblieben ist, ist nicht allein berechtigt, er ist auch verpflichtet, den Ursachen des Mißlingens nachzugehen, und leicht kommt er dabei in Versuchung, sich als schulmeisterlicher Allesbesserwisser zu gebärden. Helbling läßt sich selbst von jenem «unbestechlichen Gefühl für das ihm Zustehende» leiten, das nach seinem Urteil Keller von der Dramatisierung Gotthelfscher Erzählungen abhielt, wenn er das

Unoriginale von Kellers ersten epischen Versuchen erkennt wie wenn er feststellt, daß Keller «die Ausdrucksform des Dramas wie ein fremdes Instrument handhabte», und er nimmt dem Glanz von Kellers Nachruhm nicht das mindeste, wenn er, auf Kellers eigene Entscheidungen sich berufend, feststellt: «Solange er sich mit dramatischen Entwürfen plagte, war er der Sklave würdiger, aber unerfüllbarer Wünsche; als er sie von sich wies, war er der Herr über höchste Begabung».

Mit dem vorliegenden Band ist abgeschlossen, was von Kellers poetischem Nachlaß in die historisch-kritische Gesamtausgabe seiner Werke aufzunehmen war. Nun bleibt noch die Hinterlassenschaft des Schriftstellers zu bergen: die autobiographischen Schriften, die Beiträge zur Tagespolitik, die Aufsätze zur Literatur und Kunst, die Bettagsmandate des Staatsschreibers — eine Arbeit, die den Herausgeber vor neue Aufgaben stellen wird. Daß er sie meistern wird, steht zu erwarten.

MAX ZOLLINGER

BÜRGEN DES MENSCHLICHEN

Wohl kaum einer Zeit sind die Geistesbürgen großer Menschlichkeit aus früheren Jahrhunderten so präsentabel zur Schau gestellt worden wie unserer publizistisch-kompilatorischen Gegenwart, und kein Zeitalter ist zugleich menschlich so abgrundtief in Konkurs geraten und hat auf jene Bürgen, deren wir uns so wenig würdig erwiesen haben, so lebensnotwendig hinweisen müssen wie das unsere. Ein bedeutender Hinweis dieser Art ist auch das Buch von Erwin *Jaeckle*[1], in welchem eine wahrhaft universale Geisteshumanität sich zu Worte meldet, die in ihrer souveränen Weitsicht echter Dienst an vergangener Größe ist und damit auch zu den kommenden Werten der Zukunft eine verbindende Brücke baut; denn, wie der Verfasser im Vorwort schreibt, «die verpflichtenden Träume, die jenseits jeder Willkür Maße setzen, gehören dem geistigen Erbe an, das wir als unsere Herkunft zur Zukunft vergegenwärtigen».

Das in fünf Abschnitte gegliederte Werk ist, wie der Verfasser in seinem Vorwort auch antönt, einer geistigen Fuge zu vergleichen, deren vier Durchführungen zu je drei Stimmen in einer engführend zusammenfassenden Coda den Cantus firmus humanus noch einmal spirituell überhöhen und im Begriff der «Ewigen Gnosis» abschließend evozieren. Mit Ulrich *Bräker*, dem trieb- und geistbeschwerten armen Mann im Toggenburg, setzt das Fugenthema des Menschlichen bäurisch-erdverbunden ein, um mit dem proteisch die Natur vergeistigenden *Van Gogh* und dem zur Landschaft in einem beschaulichen Verhältnis stehenden *Horaz* den Expositionsteil *«Landschaft der Seele»* auszugestalten. In diesem Abschnitt wird die Naturbezogenheit des Menschlichen auf drei Ebenen als angeerbte Blutsmitgift, als dionysische Uebersteigerung der malerischen Aktivität und als heilig-nüchterne Schau auf die stoisch weisheitsvoll genossene Schönheit der Landschaft abgewandelt. Die Höhe der Betrachtung, von welcher herab der Verfasser in diesem und den folgenden Abschnitten die unterschiedlichen Dominanten des Menschlichen unter dem Gesichtswinkel ihrer zugrunde liegenden Tonart sieht, ist durch die Breite der Thematik und den Reichtum ihrer gedanklichen Auswertung als ein perspektivisch sehr entrückter Standort zu ermessen. Aus solcher Distanz ist man dem fremden Geistesgut

[1] Erwin Jaeckle: Bürgen des Menschlichen. Biographische Essays. Atlantis-Verlag, Zürich.

nicht mehr hörig, da kreist das betrachtende Ich, bewegt von Gnadenkräften der höheren Einsicht wie jene ins Auge gefaßten Geistessterne, schon eigengesetzlich an ihnen vorbei durch die geistigen Räume. Allerdings kann auch nicht verkannt werden, daß der Autor unter den sich manifestierenden Aspekten eine geistige Heimat hat, zu welcher er sich lieber bekennt als zu andern Perspektiven, was auch nur menschlich ist.

Im zweiten Abschnitt, *«Das werdende Reich»* betitelt, sind die Bürgschaften des Menschlichen der Naturverhaftung enthoben und in einem Zwischenreich der Uebergänge, der Gegensätze und Alternativen, die in die Freiheitsräume geistiger Entscheidungen ausmünden, verankert. Drei Studien über *Yeats*, über *George* und *Verwey* und über *Schiller* greifen drei historisch benutzte Möglichkeiten der Entwicklung zu diesem werdenden Reich des autochthon sich befreienden Geistes heraus. In *Yeats*, dem großen Erneuerer der irisch-keltischen Volks- und Bardenpoesie, hat sich gleichsam das Urwesen der Dichtung als dasjenige eines Mittelzustandes zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Traum und Wirklichkeit in die neuere Zeit hineingerettet. Heidnisches und Christliches, Mythos, Sage, Märchen und Legende begegnen sich in seinem Werk, doch wenn die uralte Druidenpoesie kultisch-magischen Ursprungs war und einem kosmogonischen Bewußtsein entsprang, dann geht seine Lieder- und Dramenwelt auf die Welt Ossians zurück, die eine Welt der Klage um ein entschwundenes goldenes Zeitalter, um das verlorene Paradies einer vorirdischen, aber auch der Hoffnung auf eine wiederkehrende Glückseligkeit ist. Es ist ein Dämmerreich der Seele von nebelhaften Umrissen, dem bald die elementarischen Wesenheiten der Elfen, Nixen, Feen, Kobolde und anderer verwandlungsbegabter Naturdämonen, bald, wie in der höfischen Bardendichtung, die urtümlich kämpfenden Götter und Helden entsteigen. Ja, auch die Irren, Tumben und Blinden, ja besonders sie sind tief wissende Medien der unter- und überirdischen Mächte des Guten und Bösen, in deren Widerspiel auch die Gralsmotivik, der Sagenkreis um Parzifal, Tannhäuser, Iwein und Tristan versöhnlich aufleuchtet. Der Umstand, daß Yeats trotz seiner heidnischen Ader im Gegensatz zu vielen seiner Vorgänger das gefahrenschwangere Zwielicht jener Seelenspaltung wenigstens andeutungsweise christlich aufgehellt hat, und zwar im Sinne einer undogmatischen Liebesethik, macht ihn als Mahner für unsere makabre Zeit interessant im Sinne des Verfassers, der ihm und seinesgleichen daher mit Recht eine sorgfältig ausgerundete Studie gewidmet hat. — Auch in der Freundschaftsbindung *Georges* mit *Verwey* wird dieser Dualismus der abendländischen Seele in einer anderen Form als europäische Schicksalsfrage auf einer höheren Ebene ausgesöhnt, wenn auch der Schatten des Nichtverstehens zwischen ihnen, dem deutschen Priester eines strengen Menschentums im Sinne Nietzsches und dem holländischen Jünger Spinozas, der in pantheistischer Allverbundenheit allem hierarchischen Kasten- und Führerwesen abhold war, nie restlos wich. — Wiederum anders, das heißt nun im Raume eines philosophisch umfassenden Ideenbewußtseins, wurde dieser Gegensatz von Geist und Natur durch *Schiller* überbrückt. Er hat den der prästabilierten Weltharmonie entreiften Vernunftleib der intelligiblen Menschheit im Freiheitslichte der Schönheit seiner stofflichen Triebverhaftung entledigt und damit die Sehnsucht der deutschen Mystik nach der inneren Menschwerdung Gottes im hellen Geiste der Aufklärung auf seine Weise erfüllt. Auch er ist daher ein Garant für das Menschliche.

Drei *«Stufen der Freiheit»*, der nun geistig errungenen, zeigt uns der folgende Abschnitt. In *Humboldt* hat das neue Humanum edle Tatfrüchte getragen, hat er doch die Mittel der Sprach- und Geschichtsforschung als Beweisinstrumente für das Vorhandensein einer ursprünglichen Menschheitseinheit einer neuen Erziehungslehre dienstbar gemacht. Und im magischen Idealisten *Novalis* ist die Traum- und Ver-

nunftkraft des Menschen erst zur romantisch todestrunkenen Verneinerin der Wirklichkeit, dann zur magischen Bildnerin der Welt geworden, die, im Dichter selber schöpferisch wirksam, seine schwachen Kräfte ihrerseits aufzehrte. *Platen* dagegen, der große Formkünstler und einsame Geistesaristokrat, hat den tragischen Zwiespalt zwischen Traum und Leben in einer geistigen Adelshaltung, die auf Nietzsche und George hinweist, durch die Heilkraft seiner objektivierenden Formmeisterschaft überwunden und damit die in ihm überspitzte Weltflucht der Romantik zur antikisch gelassenen Weltbewältigung umgewandelt.

«Die Welt als Werk» der geistig-sittlichen Freiheit kann nur als Tat jenem gelingen, der genau in der Mitte zwischen Welt und Ueberwelt als dem Drehpunkt der mikro-makrokosmischen Entsprechung verankert ist. Dies ist der Fall bei *Paracelsus*, dem großen Arzt des Leibes und der Seele, dem alchimistischen Vorkämpfer und faustischen Wegbereiter einer kosmisch-astrologisch bedingten Geistes- und Naturwissenschaft, dem gottesfürchtigen Herzenspraktiker der christlichen Helferliebe, der die religiöse Mystik des Nordens dem antikischen Realismus des Südens vermählte und in welchem das Geheimwissen dreier Kontinente mit vorweggenommenen Resultaten einer neueren Erfahrungswissenschaft urwüchsig eingedeutscht zur Synthese verschmolz. — Auch *Goethe* und *Schelling*, einander im zweiten Aufsatz dieses Abschnittes gegenübergestellt, sind Persönlichkeiten, die jene von Paracelsus vertretene Geistesprägung in ihrer Weise verkörpern. Es kann hier auf die subtilen philosophischen Abwägungen dieser umfangreichen Studie raumeshalber nicht näher eingegangen werden, erwähnt soll nur sein, daß die Kernidee, die Goethe und Schelling zugleich eint und trennt, nämlich die immanente Identität von übersinnlichem Ich und dem Ganzen der Welt, die aber der klassische Dichter und Naturforscher vom symbolhaft angeschauten Erfahrungsphänomen, der romantische Naturphilosoph dagegen von einem abstrakt reflektierten Denkprinzip her zum Zielpunkt einer beiderseitig erstrebten Geisteshumanität aufgipfelte, vom Verfasser mit beachtlicher Scharfsicht und Gründlichkeit durchgeführt worden ist. — Daß die Gestalt des *Boethius* diesen Abschnitt und damit die ganze Monographienreihe großer Männer krönend beschließt, ist nicht zufällig. Steht doch dieser große römische Stoiker, der in einer Spätzeit des politischen und geistig-religiösen Umbruchs im Gefängnis vor seinem zu Unrecht erlittenen Hinrichtungstod in gelassener Selbstüberwindung sein erhabenes Werk über die «Tröstungen der Philosophie» schrieb, gleichsam sinnbildhaft da für das unbekannte Märtyrer-Schicksal unserer Zeit. Vom Zwielicht geistesgeschichtlicher Voraussetzungen umwittert, beschritt Boethius auf dem Grunde einer gnostisch-neuplatonischen Eklektik in klassischer Haltung den Tugendweg des echten Römers, indem er in seinem Trostbuch, das ähnlich Dantes «Comedia» eine geistige Läuterungsspirale zu immer höheren und weiteren Anschauungskreisen Gottes und seiner Vorsehungsallmacht darstellt, sich und sein leidvolles Schicksal stoisch objektivierte. Wir betrachten die Präsenz des Boethius in Jaeckles Buch als ein verdientes Ehrenmal, denn wer angesichts des unverdienten Todes so unerschütterlich für das Menschliche bürgt, der hat die Krone des Ruhmes verdient.

Im Schlußkapitel *«Die ewige Gnosis»* wird, was schon in den vorgängigen Studien andeutungsweise zu Tage trat, vollends offenbar, welcher Geisteshaltung der Verfasser seinerseits zugeneigt ist: einem gnostisch-maurischen Humanismus, der im Vorgang der esoterischen Selbst- und Welterkenntnis des in sich zwiegespaltenen Menschen die Geist-Immanenz Gottes und im zeitlosen Todes- und Fruchtbarkeitsmythos vom ewigen Kreislauf aller Dinge das religiöse Urphänomen der gottesgebärenden Seele erschaut. Damit ist auch der Christus-Mythe im Gegensatz zur entpersönlichenden Mystik ein untranszendentaler Diesseitssinn unterschoben. Held und Heiland, sie entflammen im Treffpunkt ihrer Gegenbahnen, wo Diesseits und

Jenseits sich brüderlich eint, das lumen mundi, jenes Licht der Erkenntnis, das dem Gnostiker auf seiner geistig-ethischen Läuterungsbahn weisheitsspendend voranleuchtet.

Ob hier der Heils- und Zukunftsweg der Menschheit liegt, wie der Verfasser meint, mag jeder Leser für sich entscheiden. Dieser mittlere Standort des Ausgleichs zwischen östlich-jenseitigem Magiertum und westlich-diesseitigem Zivilisationsgeist entspricht der Sinn- und Wesensbestimmung Europas und seiner Herzmitte Schweiz jedenfalls besser als dieses oder jenes geistige Randextrem. In diesem Sinne ist jeder, der ihn verantwortungsbewußt vertritt, dasjenige, was dem Buche den Titel verlieh: ein Bürge des Menschlichen.

HANS LANGE

NEUE ENGLISCHE BÜCHER

Noch ist die Papierknappheit groß in England, aber die Schaufenster der Buchhandlungen sind voll von neuen Büchern, um jeden Geschmack zu befriedigen. Es ist nicht wahr, daß die meisten Menschen hier vom Kriege nichts mehr wissen wollen, und unter den vielen Kriegsbüchern erfreuen sich einige der neuesten eines besonders lebhaften Interesses. Da sind vor allem Winston Churchills «Secret Session Speeches», jene Parlamentsreden, die er in den dunkelsten Tagen des Krieges in nichtöffentlichen Sitzungen gehalten hat, und bei deren Lektüre viele ähnliche Gefühle überkommen mögen wie den Reiter über den Bodensee, auch wenn sie nie etwas von ihm gehört haben. Ein anderes höchst fesselndes Buch ist «Three Years with Eisenhower» von H. C. Butcher, einem Hauptmann aus dem Stabe des so berühmt gewordenen Generals. Man erfährt von ihm sehr interessante Einzelheiten über den Verlauf des Sommerfeldzuges 1945; die führenden Generale treten sehr lebendig hervor, auch Churchill erscheint oft, und wir hören, daß er und Eisenhower nicht immer einer Meinung waren. Hauptmann Butchers eigentliche Absicht ist es, seinen geliebten Oberbefehlshaber als den eigentlichen Führer der großen Unternehmung zu erweisen. — Lord Templewood, in früheren Jahren als Sir Samuel Hoare bekannt, beschreibt in «Ambassador on Special Mission» seine Kriegserfahrungen in Spanien, seine unendliche Geduld erfordernden Bemühungen, General Franco neutral zu erhalten in Tagen, da er England in Gibraltar hätte äußerst unangenehm werden können. — «The Year of Stalingrad» von Alexander Werth gibt ein ergreifendes Bild von jenen entscheidungsvollen Kämpfen an der Wolga, die die Wende im Osten herbeiführten und, grundsätzlich gesprochen, den Krieg überhaupt entschieden. «Railroad of Death» von John Coast erzählt von dem schrecklichen Leben alliierter Kriegsgefangener, die die Japaner nach dem Fall von Singapore eine Eisenbahn in Siam zu bauen zwangen.

Das Rätsel des nationalsozialistischen Deutschland wird die zivilisierte Menschheit noch lange beschäftigen, denn was immer man darüber auszusagen versucht, es bleibt etwas, wofür die Menschensprache kein zulängliches Wort besitzt. Mit diesem Vorbehalt kann man einige neue Bücher über die deutsche Frage mehr oder weniger aufschlußreich finden. Godfrey Scheele versucht «The Weimar Republic» als eine Vorläuferin des Dritten Reiches zu erweisen und beschreibt zumal Seeckt, Schacht und Stresemann als bewußte Totengräber der nicht lebensfähigen deutschen

Demokratie von 1918. Rudolf Olden in «The History of Liberty in Germany» erläutert die Gründe, warum eine liberale Demokratie in Deutschland nicht Fuß hat fassen können. Verrinna analysiert in «The German Mentality» sehr sachlich alle Bereiche des deutschen Lebens, Politik, Justiz, Kunst, Gesellschaft, und bemüht sich, alle Keime bloßzulegen, aus denen der nationalsozialistische Bazillus gewachsen ist. Der anonyme Autor dieses Buches befürwortet einen deutschen Staatenbund und die Verstaatlichung der großen deutschen Industriekonzerne und glaubt, daß am ehesten noch die deutschen Gewerkschaften eine Gewähr für das Erstehen einer echten Demokratie bieten. Stephen Spender schildert in «European Witness» seine Eindrücke von einer Reise durch Deutschland: er hat mit Deutschen gesprochen, die nur sich selbst bemitleiden, mit solchen, die einsehen, was Deutschland der Welt angetan hat und daß es dafür leiden muß, mit solchen, die auf einen Krieg zwischen dem Westen und Rußland ihre letzte Hoffnung bauen, und mit solchen, die ganz verzweifelt sind und sich in einen kahlen Nihilismus hineingeredet haben. Peter de Mendelssohn hat aus dem fast uferlosen Aktenmaterial des Nürnberger Prozesses eine Auswahl getroffen, «The Nuremberg Documents», die als ein halboffizieller Bericht dienen möge, bis das ganze, mehrere Bände füllende Material gedruckt vorliegt.

Die vielen politischen Fragen, die der Krieg zu brennender Aktualität gebracht hat, spiegeln sich in einer großen Anzahl von Büchern, von denen hier einige erwähnt seien. «States and Morals» von T. D. Weldon bemüht sich, die von allen Parteien durcheinandergeworfene politische Terminologie begrifflich zu säubern. Er tut dies in einer klaren, sachlichen Sprache und kommt zu dem Ergebnis, daß in allen Ideologien der letzten 2000 Jahre ein Kern von Wahrheit steckte in der Art, wie sie die Rechte des Staates und die des Individuums abzugrenzen suchten. Auch «The Individual and the State» von R. H. Murray geht ähnliche Wege und zeigt uns die staatspolitischen Ideen des alten Athen, des römischen Weltreiches, des mittelalterlichen Europa, Machiavellis, Luthers, Rousseaus, Kants, Fichtes, Hegels, Nietzsches und Hitlers. «The Socialist Tradition» von Alexander Gray verfolgt die sozialistische Idee durch die Jahrtausende, die zwischen der Bibel und Lenin liegen. Was für ein Zug von Ideen und Gestalten, Visionären, religiösen und antireligiösen Utopisten und Wissenschaftern! — Aus den innerenglischen politischen Verhältnissen des letzten Jahres erwachsen ist «Enterprise First» von William Wallace, die Schrift eines Mannes von reicher Erfahrung in Industrie und Politik. Ihm scheint in manchen Fällen Verstaatlichung ganz gut, wenn auch nur als eine bedauerliche Notwendigkeit; auf gewissen Gebieten empfiehlt er die Privatwirtschaft, auch wenn sie Mängel aufweise. Mit den Schwierigkeiten der englischen Nachkriegswirtschaft beschäftigt sich der amerikanische Professor Crane Brinton in seinem Buch «The United States and Britain», das auch ein unvoreingenommenes Bild des englischen Volkscharakters und der Stellung Englands in der Nachkriegswelt entwirft.

Auch in viele neue Romane spielt der Krieg noch hinein. «House under Mars» von Norah Hoult erzählt die Geschichte einer Kleinbürgerin, die durch den Krieg aus ihrer Bahn gerät — ein sehr gutes Charakterbild, die Geschichte vieler offenbar, denen der Krieg durchaus kein heroisches Erlebnis war, sondern im Gegenteil allen Halt genommen hat. «There is Always Tomorrow» von Norah James zeigt die Schwierigkeiten des Ueberganges vom Krieg zum Frieden in einer kleinbürgerlichen Familie: der Mann, der im Kriege ein Unteroffizier mit einer gewissen Befehlsgewalt gewesen ist, kann nicht wieder ein Gemüsehändler werden; die Frau kann den zurückgekehrten Gatten nicht verstehen. Die Schicksale einiger anderer zurückkehrender Soldaten helfen das soziale Bild vervollständigen. — «Britannia Mews» von Margery Sharp reicht von den hochachtbaren Tagen der Königin Victoria bis in die schrecklichen Tage der fliegenden Bomben des Jahres 1945. — Der eigentliche

Held des Romans «The Westering Sun» von George Blake ist der Firth of Clyde, an dem Glasgow liegt, und das Schönste des Buches ist mit diesem schottischen Fluß und Meeresarm verbunden. Im übrigen erzählt er schottische Schicksale von den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis in unsere Tage, erzählt auf eine immer eindrucksvolle Weise, wie die Männer einer Familie mit Hilfe des Geldes, das ihre Vorfahren erworben haben, allmählich verkommen, während ihre Frauen sich aufs großartigste bewähren, geradezu Heroisches leisten. Ein Roman aus dem Schottland des frühen 18. Jahrhunderts, politisch und wirtschaftlich interessant, ist «His Flight is Ours» von Jane Lane. — «Blind Falcon» von Clifford Hornby ist die Geschichte einer in die Brüche gehenden Ehe, die den Mann weit weg, nach Aegypten, zu fliehen bestimmt, wo er, um auch sich selbst zu entfliehen, sich in die Probleme der ägyptischen Landarbeit und Bevölkerungspolitik stürzt. Stofflich besonders interessant ist der Einblick in die ägyptischen Verhältnisse, die das Buch vermittelt. — Gerald Bulletts neuer Roman «Judgement in Suspense» erzählt gleichfalls, aber mit anderen Mitteln, die Geschichte einer mißglückten Ehe, weil der Mann zu sehr zwischen seiner Frau und seiner Schwester geschwankt hat. Aber das liegt schon alles zurück, und die Frau, die das ihr vorenthaltene Kind wieder sehen will, der Leiter der Schule, wo dieses Kind erzogen wird, ein Mann von liebenswertester Intelligenz, und das Kind selbst nehmen unsere ganze Aufmerksamkeit gefangen. — «Westwood» von Stella Gibbons macht uns mit einigen liebenswerten Eccentrics bekannt, besonders mit einem hochgeachteten Theaterschriftsteller, der, obwohl schon Großvater, zu jedem neuen Werk von einer anderen jungen Frau inspiriert werden muß. — Von eigentümlichster Wirkung ist «The Stormy Dawn» von Mark Freshfield. Der Roman erobert ein ganz neues Stoffgebiet: Westafrika. Folu, ein glänzend begabter Negerjunge, kommt nach London, um hier zu studieren, hat aber keinen Erfolg und begeht Selbstmord. Ein ergreifendes Schicksal, auf eine eindringliche, sympathievolle, aber nie sentimentale Art erzählt von einem, der die westafrikanischen Verhältnisse sehr genau kennt. Eine wundervolle Gestalt ist auch der Großvater des Jungen, ein reicher Farmer und Medizinmann. — «Thieves in the Night» von Arthur Koestler macht sich an das überaus komplizierte palästinensische Problem heran. Die Hauptfigur des Romans ist ein junger jüdischer Siedler, und an ihm und anderen Vertretern einer jungen Generation sucht Koestler zu zeigen, wie der neujüdische Radikalismus entstanden ist. Die Dialoge sind glänzende Beispiele von tiefgehender Dialektik; das Buch weiß Juden, Araber und Engländer mit anerkennenswerter Objektivität darzustellen. — «It Breathed Down Neck» von John Pudney ist eine Sammlung kurzer und längerer Novellen, die fast alle Kabinettstücke sparsam ausgewogener Erzählungskunst sind. Auf gut englische Art sind sie mit einem trockenen Humor erzählt, der die menschliche und künstlerische Wirkung des Sammelbandes noch erhöht.

Von den vielen neuen Gedichtbüchern einige auszuwählen, fällt besonders schwer, weil man das peinliche Gefühl dabei nicht loswird, den hier aus Raummangel nicht erwähnten Unrecht zu tun. John Buxtons neuer Gedichtband «Atropos and other Poems» ist vor allem zu nennen. Buxton ist ein ruhelos fragender Geist, und seine Fragen gelten den höchsten Dingen, dem Ziel des menschlichen Lebens, dem Ideal im allgemeinen und dem Sinn der dichterischen Existenz im besonderen. Das Hauptgedicht dieses Bandes, «Atropos», ist von hoher Inspiration getragen und kreist um die Frage: Wenn die Welt ein mathematischer Bau ist, wie entsteht darin Geschichte, wie entsteht daraus Dichtung? Die Gedankenwege, die Buxton hier geht, mögen abstrakt scheinen, aber er weiß dem abstrakten Gedanken ein persönliches Gesicht, einen persönlichen Rhythmus zu verleihen und mit leidenschaftlichem Gefühl zu erfüllen. Sein Gedankenflug führt ihn über diese Erdenwelt hinaus und er sieht, wenn unser Aeon einmal zu Ende geht, Möglichkeiten eines Größeren

visionär voraus. Was unsere Welt aber betrifft, so hat Buxton, der Jahre in Kriegsgefangenschaft verlebt und erlitten hat (die meisten dieser Gedichte wurden in der Kriegsgefangenschaft geschrieben), mit einem vertieften Zweifel am Menschen ringen müssen; doch wie es um den Einzelnen bestellt sein mag, im Ganzen sieht er den Menschen doch als etwas Außerordentliches im Weltenbau an. Sein neuer Gedichtband enthält auch eine Anzahl Sonette, aber da man in der englischen Dichtung so viele wundervolle Sonette findet, ist man in dieser Hinsicht besonders verwöhnt und muß sagen: mit den höchsten Beispielen dieser Gattung verglichen, scheinen die Sonette Buxtons nicht restlos gelungen, nicht genug ausgefeilt und in ihren Motiven nicht bedeutend genug. — «Perennial» von Oliver St. John Gogarthy wird den Ruhm dieses geachteten Dichters vermehren. Auch er glaubt an eine genaue Weltordnung, die er aber sich ändern sieht. Wie er inmitten rascher Wandlungen seinen archimedischen Punkt behaupten kann: das ist seine Frage, und er weiß sie in manch einem Gedicht auf die liebenswerteste Weise zu beantworten. Ein sanfter Humor klingt in seinen Versen oft an und eine Naturfrömmigkeit, die Vertrauen in die ewigen Dinge atmet. — «The Year» von Lord Dunsany gibt in einigen hundert kurzen Gedichten die Geschichte eines ländlichen Jahres; der Hintergrund ist eine irische Landschaft während des Krieges. Natur, Landleben, sein alltäglicher und doch immer irgendwie gehobener Lebensrhythmus, und über allem der Krieg schwebend: dieses viele Male abgewandelte Motiv setzt eine hohe künstlerische Meisterschaft voraus, wenn nicht Ermüdung sich bald einstellen soll. Daß sie sich nicht einstellt, das ist das glückvolle Wunder dieses Gedichtbuches, das sicherlich zu den bleibenden Gedichtbüchern der neueren englischen Lyrik gehören wird. — Eine ganz andere Welt des Geistes und der Seele öffnet sich uns in «The Homeward Journey» von L. Aaronson. Wie seine früheren Gedichte sind auch diese neuesten von hohem moralischem Ernst erfüllt, denn Aaronson ist ein leidenschaftlicher religiöser Kämpfer, der alttestamentarisches Pathos des Gesetzes mit einfachem christlichem Lebensgefühl zu versöhnen sucht, zu versöhnen weiß. Beides aber wird erhöht von seiner Liebe zur Schönheit, und wenn wir ihn recht verstehen, so ist es eben dieser Schönheitsglaube, der ihm die, wenn man will, gegensätzlichen Welten des Alten und Neuen Testamentes versöhnen hilft. Obwohl der ideele Gehalt dieses Gedichtbuches in seiner Geschlossenheit von sehr wohltuender Wirkung ist, so muß doch gesagt werden, daß die Form der einzelnen Gedichte oft manches zu wünschen übrig läßt. — «Collected Poems» von William K. Seymour breiten eine reiche Lebensernte vor uns aus. Die Gedichte sind nicht chronologisch geordnet — will man die sehr interessante Entwicklung dieses Dichters während dreier Jahrzehnte verfolgen, so muß man zu den Einzelausgaben greifen —, aber ihre Neugruppierung nach Motiven läßt Reize an ihnen hervortreten, die man früher nicht so deutlich bemerkt haben mag.

Unter den neu erschienenen Biographien, Autobiographien und Briefen nehmen «The Letters and Private Papers of W. M. Thackeray» ohne Zweifel den ersten Rang ein. (Zwei Bände sind erschienen, zwei weitere hat man noch zu erwarten.) Erfährt man aus diesen Briefen auch keine sensationellen Neuigkeiten über die Wesensart dieses bedeutenden bürgerlichen Romanciers, so enthalten sie doch eine Fülle von höchst fesselnden biographischen und literarischen Einzelheiten, aus denen noch einmal eine ganze Epoche der englischen Literatur heraufsteigt: Ernstes, Amüsantes, Menschliches und Allzumenschliches. Der liebenswürdige, eitle, etwas snobistische und etwas prüde Verfasser von «Vanity Faiv», «Pendennis» und «Henry Esmond» ersteht noch einmal in voller Lebensgröße, und wir lernen ihn nun auch als vorzüglichen Briefschreiber kennen, der, wie immer seine Tonfälle wechseln mögen, stets natürlich bleibt und sich gibt, wie er ist, wie er sich sah und wie die Nachwelt ihn zu sehen sich gewöhnt hat. Wie sehr unterscheiden sich diese

Briefe von den hier eben erschienenen des Amerikaners Alexander Woolcott, der vor nicht langem gestorben ist. Wer sich des amüsanten Lustspiels und Films «The Man Who Came To Dinner» heiter erinnert, wird wohl wissen, was für einem Mann er in diesen Briefen begegnen wird. Denn dieses enfant terrible von einem Schriftsteller, Journalisten, Humoristen und Lebensgenie zeigt sich in seinen übersprudelnden Briefen in all seiner sympathischen und weniger sympathischen Vielseitigkeit. Uebrigens ist soeben auch eine Biographie Woolcotts von S. H. Adams erschienen, und natürlich verfehlt sie nicht, den Eindruck zu bestätigen, den die Briefe hervorrufen: den eines großen Schauspielers, der immer sein Fühlen und Wollen nicht nur lebte, sondern auch gleichzeitig spielte, mit viel Selbstlust spielte und am liebsten und großenteils öffentlich spielte. Er starb auch sozusagen in aller Oeffentlichkeit: am Mikrophon. — Andere interessante biographische Werke sind «Wellington» von R. Aldington und «Bevin» von Trevor Evans: was für verschiedene Lebensläufe, so recht bezeichnend für zwei verschiedene Jahrhunderte. So eindrucksvoll Wellingtons Leben ist, so viel mehr intime Gefühle erregt das Buch über den jetzigen englischen Außenminister in uns. Es ist im übrigen keine bloß schmeichelnde Biographie, sie zeichnet realistisch den ganzen Mann Bevin, seinen Aufstieg aus ganz unscheinbaren Anfängen zu dem zweithöchsten Amt, das England zu vergeben hat. Wir lernen einen tatkräftigen, kämpferischen (auch mit seinen Parteifreunden kämpfenden) und höchst eigenwilligen Menschen kennen, den man zuweilen einen Diktator genannt hat — mit Unrecht, denn er ist ein echter Demokrat, einer, der genau weiß, was er will, und die Wege geht, die ihm zu wahrer Demokratie zu führen scheinen. — Die fesselndste Autobiographie der letzten Monate (oder eigentlich der zweite Band einer solchen) ist «The Scarlet Tree» von Osbert Sitwell, die Geschichte einer Jugend, schwierige Schulerlebnisse, eine werdende Dichterseele — alles auf dem Hintergrunde eines konservativen Milieus, das mit Humor gemalt wird.

Unter den vielen neuen Büchern über Religion und Religionsgeschichte fielen mir die folgenden als besonders interessant auf. «England and the Continent in the Eighth Century» von W. Levison ist eine genaue Darstellung all dessen, was, mit der Missionstätigkeit des heiligen Bonifazius beginnend, das englische Christentum in jenen frühen Tagen Europa vermittelt hat. «The Church of England in the Twentieth Century» von Roger Lloyd ist der erste Band eines großangelegten Werkes, das hohe Gelehrsamkeit mit weltfreundlicher Gesinnung, religiösen Eifer mit humaner Toleranz verbindet. «Philosophical Understanding and Religious Truth» von E. Frank weiß dem schon oft abgehandelten Thema viele neue Reize abzugewinnen: der Frage nämlich, was Wissenschaft oder Philosophie leisten kann und was Religion anstrebt, und wie diese beiden Wege zu einem letzten Ziel einander freundlich oder feindlich kreuzen. «Personality and Religion» von William Brown ist ein schönes Zeugnis christlicher Humanität, achtenswert auch dort, wo man dem Verfasser aus wissenschaftlichen Gründen nicht immer recht zu geben vermag. «Inspiration and Revelation in the Old Testament» von H. W. Robinson ist eine großartige Einleitung in die alttestamentliche Theologie. Es gibt überaus anschauliche Analysen der althebräischen Prophetie, die alles in sich schloß: Naturkunde, Menschenkunde, Gotteskunde und Geschichtsphilosophie.

Und nun noch einige Bücher, die in einer Uebersicht wie dieser nicht fehlen dürfen, bloß, weil sie in keine der hier aufgezählten Gruppen hineinpassen. «A History of Late Nineteenth Century Drama, 1850—1900» von Professor A. Nicoll verfolgt das viktorianische Drama mit einer Genauigkeit, die zwei Bände erforderte. Es ist ein Werk für Literaturstudenten, denn es behandelt meist Literaturwerke von nur historischem Interesse; aber wer genau erfahren will, aus welchen Voraussetzungen das neuere naturalistische Drama in England erwachsen ist,

wird nicht umhin können, sich mit seinen Vorläufern des näheren zu beschäftigen. «Fifty Years of Vaudeville» von Ernest Short beschäftigt sich mit einer noch leichteren Literatur, aber es verarbeitet eine solche Fülle von stofflichem Detail, Ereignissen, Menschen, theatergeschichtlichen Daten über berühmte Aufführungen, Lieder, Sänger, daß es ohne Zweifel ein Standardwerk in seiner Art darstellt. «Roaring Century 1846—1946» von R. J. Cruikshank ist mehr als bloß eine begeisterungsvolle Erinnerung daran, daß die Londoner Zeitung «Daily News» hundert Jahre alt geworden ist. Der Autor verfolgt dieses Jahrhundert gleichsam mit der Zeitung in der Hand, aber er greift weit aus und gibt ein frisches, originelles Bild einer Gesellschaft mit ihren hundertfältigen Interessen und Ideen: es ist die Gesellschaft, die Dickens in seinen Büchern unsterblich gemacht hat, und so ist mit Recht Dickens der Held dieses Buches, ein revolutionärer Held, der prophetisch soziale Fragen vorwegnimmt, die uns heute aufs lebhafteste bewegen. Wir verfolgen auch die Entwicklung der Industrie, der großen wissenschaftlichen Entdeckungen, des phantastisch wachsenden Handels; wir sehen ungeheuren Reichtum auf der einen und erschreckende Armut auf der anderen Seite, und auch das allmähliche Erwachen der Arbeiterschaft wird uns in eindringlichen Bildern gezeigt. — «Daily Express and Sunday Express Cartoons» von Giles ist eine außerordentliche Sammlung von witzigen Karikaturen eines großen Künstlers, der nicht nur im politischen Bereich verweilt, sondern weit hinausgreift ins Allzumenschliche. Ein scharfes Auge spürt menschliche Schwächen und Lächerlichkeiten unerbittlich auf, schont dabei weder Engländer noch Deutsche, aber nicht nur Ironie, sondern auch Sympathie spricht aus diesen Zeichnungen, und was die besten von ihnen zu echten Kunstwerken macht, ist eine gewisse schamhafte Melancholie, die sich nur leise hervorwagt und darum um so rührender wirkt. — «Prophets and Peoples» von Hans Kohn vereinigt mehrere Studien über Formen des modernen Nationalismus. So überraschend es auf den ersten Blick anmuten mag, John Stuart Mill, Michelet, Mazzini, Treitschke und Dostojewskij in einem Bande beisammen zu sehen, so muß man schließlich doch zugeben, daß sie, unter einem gewissen Blickpunkt gesehen, etwas gemeinsam haben. Besonders gefährliche Formen des Nationalismus scheinen Treitschke und Dostojewskij entwickelt zu haben. — «The Discovery of India» von Jawaharlal Nehru ist eine Geschichte Indiens völlig eigener Art: eine Geschichte, von innen her gesehen, aber von einem Inder, der abendländisch gebildet ist. Wir hören von ihm viele höchst fesselnde Dinge über die Einheitlichkeit der indischen Ideenbewegung in all den Wechselfällen der Geschichte, Kultur und sozialen Struktur Indiens. Nehru, der ein unversöhnlicher Gegner Englands ist, schreibt den Verfall der indischen Kultur — der starren Kastenordnung zu. — Das andere Indien, das mohammedanische, kommt zu Worte in «Pakistan or The Partition of India» von B. R. Ambedkar, der die Zweiteilung Indiens für die einzig mögliche Lösung hält, aber es für ein Verhängnis ansehen würde, wenn die Mohammedaner sich zur Durchsetzung ihrer Forderung auf England stützten.

Um zum Schluß nach England zurückzukehren, sei auf ein Buch hingewiesen, das hier einstimmiges und höchstes Lob gefunden hat. Sein Verfasser ist Sir Max Beerbohm, und seine neuerlich gesammelten Essays «Mainly on the Air» sind ein vorzügliches Beispiel dafür, daß in Fragen der Kunst der Stoff fast nichts sein darf und die Form alles oder fast alles entscheidet. Denn mag aus diesen Essays über beiläufige Themen — über den modernen Gott der Schnelligkeit oder über Music Halls of My Youth — ein unendlich liebenswerter Geist sprechen, ihr Zauber geht von ihrem Wie aus, der Magie des Tonfalls, dem Rhythmus der Sätze, der ebenso unverwechselbar persönlichen wie klassischen Sprache. Nur Leser, die mit dem Englischen sehr gut vertraut sind, werden diese Essays mit annähernd jenem Vergnügen genießen können, mit dem kultivierte Engländer sie genießen.

J. LESSER

ITALIENISCHE NOVELLEN AUS ACHT JAHRHUNDERTEN

Als die längst verschütteten Handelswege nach dem Osten von kühnen Kaufleuten und Forschern, den Vorfahren eines Marco Polo, wieder angebahnt wurden und die mediterrane Kultur sich den orientalischen Einflüssen öffnete, fand die Novelle, dieses Geschenk des Orients an den Okzident, in Italien einen fruchtbaren Boden. Aus Legenden und Resten von alten Mythen entstanden, trug sie den Märchenduft aus dem Morgenland und den Abglanz indischer Weisheit in die aus dem Mittelalter erwachende Apenninische Halbinsel. Der scharfe Sinn für die Wirklichkeit und für die einem Individuum anhaftenden Merkmale, die Bildung einer hochkultivierten bürgerlichen Gesellschaft in den italienischen Stadtkommunen bewirkten, daß sich die Novelle mit neuem Gehalte füllte und gleicherweise fernes, fabelhaftes Geschehen wie alltägliche Begebenheiten in sich aufnehmen konnte. Dazu kam die Vorliebe des Italieners für den witzigen und geistreichen Vortrag kleiner Geschichten und komischer Vorfälle aus dem Leben, die Freude an merkwürdigen, unerhörten Neuigkeiten (novelle), die denn auch der Literaturgattung den Namen gaben.

Während vier Jahrhunderten war die italienische Novelle, die in Boccaccios «Decamerone» eine fast unerreichbare künstlerische Höhe erstiegen und einen organischen Zusammenhang innerhalb eines harmonischen Ganzen erhalten hatte, für den europäischen Kulturkreis vorbildlich; sie wurde in Spanien, Frankreich und Deutschland nachgeahmt und fand in der englischen Literatur von Chaucer bis Shakespeare starken Widerhall. Die einzigartige Blüte der italienischen Novelle erhellt schon aus dem Umstand, daß vom 13. bis zum 17. Jahrhundert mehr als 250 Verfasser von Novellen und Novellensammlungen und allein im 16. Jahrhundert 73 Autoren gezählt werden. Die höhere Form der Geselligkeit, die sich herausgebildet hatte und welche die Erzählung im Kreise schöner Damen und geistreicher Herren förderte, das Großweltswohlwollen und der echte Freisinn — wie Jakob Burckhardt die Geisteshaltung der Italiener der Renaissance definierte — waren die Voraussetzungen für den Erfolg dieser im höchsten Grade gesellschaftlichen Literaturgattung. Daß es kein Autorenrecht für die Novelle gab und ein jeder aus der mündlichen und schriftlichen Ueberlieferung das schöpfte, was ihm zusagte, wurde nicht als ein Mißstand, sondern als ein Vorteil empfunden, lag doch die originelle Leistung eines Autors nicht in der Erfindung, sondern in der Ausarbeitung. Im Zeitalter des Barocks zerfiel die Novelle unter der Herrschaft landesfremder spanischer Sitte und erreichte erst nach den Befreiungskriegen des Risorgimento mit dem Aufkommen des naturalistischen Interesses an der Vielgestaltigkeit des Lebens in der Provinz wieder ihre frühere Höhe. Verga und D'Annunzio füllten ihre Erzählungen mit den Erdsäften der sizilianischen und abruzzischen Heimat, während Pirandello, der größte Novellist der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, aus den Nöten unserer, an uferlosem Relativismus krankenden Zeit und aus der Not, «also leben zu müssen», schrieb.

In seiner zweibändigen Auswahl bietet Giuseppe Zoppi[1] die köstlichsten Edelsteine aus dem italienischen Novellenschatz in den Verdeutschungen bekannter Meister wie Karl Witte, Ed. von Bülow, Adalbert von Keller, Karl Simrock und Felix Liebrecht sowie in neuen, gediegenen Uebertragungen dar. Mit feinem Kunstsinn und überlegener Kenntnis des unerschöpflichen Vorrats sind bei den bedeutenden Autoren diejenigen Novellen zusammengestellt, die ein möglichst vollständiges Bild von der Vielfaltigkeit der Themata und der Nuancierung der Erzählungskunst vermitteln, bei den Novellisten zweiten Ranges die Stücke, in denen sie

[1] «Die schönsten italienischen Novellen aus acht Jahrhunderten.» Manesse-Bibliothek der Weltliteratur, Conzett & Huber, Zürich 1946.

ihr Bestes geschaffen. So geben die dreizehn Novellen Boccaccios von der schon ganz renaissancemäßigen, gesunden und unkomplizierten Sinnenlust, von der Freude an geschickter Abwehr von Gefahren und an geistreichen Einfällen und Streichen, aber auch von den Wundern der Liebe Kunde. Nach den reizenden Kleinmalereien Sacchettis aus dem Florentiner Milieu des 14. Jahrhunderts folgen die psychologisch höchst interessante Novelle vom dicken Holzschnitzer und die als Meilensteine in der Geschichte des Romeo-und-Julia-Motivs so bedeutungsvollen Erzählungen Masuccios und Luigi da Portos. Der überbordende Reichtum des 16. Jahrhunderts ist mit Machiavellis einziger Novelle «Belfagor», mit geistreichen und kulturhistorisch wertvollen Erzählungen Grazzinis und Bandellos, mit Nachbildungen Straparolas aus dem Reich des Volksmärchens und mit den schönsten Novellen Giraldi-Cintios belegt, von denen zwei, «Der Mohr und Disdemona» und die Geschichte von Juriste und Epitia, als Quellen zu Shakespeares «Othello» und «Maß für Maß» besonderes Interesse verdienen. Das Zeitalter des Barocks ist mit zwei im Märchenstil gehaltenen Erzählungen Basiles und das moralisierende 18. Jahrhundert mit Novellen der Brüder Gozzi und des Tessiners Francesco Soave vertreten. Verga und Pirandello, die der italienischen Novelle erneute Geltung verschafft haben, kommen ausführlich zum Wort. In den Novellen des letzteren mit ihren humorvollen Skizzen und der Darstellung der qualvollen Widersprüche und der sinnlosen Verwicklungen und Verkrampfungen des Lebens ist die Tragik der berühmten Dramen des Agrigentiners schon vorbereitet.

Eine knappe, gehaltvolle Einleitung und kurze Anmerkungen machen diese beiden Bändchen, deren schmucke Ausstattung sich von der pedantischen Schwere der früheren dickleibigen und mit Stoff überladenen Sammlungen vorteilhaft unterscheidet, zu einem ergötzenden, an literar- und kulturhistorischen Beziehungen reichen Florilegium.

W. A. VETTERLI

DANIEL AUF DER GALEERE

Eine Hugenottenerzählung von Otto Bruder

Die Erzählung von Otto Bruder[1] besitzt — prima facie — keinen erbaulichen Gegenstand: Nämlich die Zerstörung eines wohltuend ausgeglichenen bürgerlichen Lebens.

Wir befinden uns in der Zeit der Hugenottenverfolgung. Daniel Martheile ist ein junger, angesehener Notar in einer französischen Kleinstadt. Er ist wohlhabend, Eigentümer eines geräumigen Hauses; er ist kultiviert, liebenswürdig und aufgeschlossen; er ist glücklich verheiratet. Seine Frau ist in Erwartung des ersten Kindes. Er lebt in einer Welt der Zufriedenheit, der Anmut, der Liebe und des Maßes. Seine seelischen und leiblichen Wünsche finden Erfüllung. Das, was er soll, entspricht dem, was er kann. Und doch bleibt etwas, das diese beseelte Ordnung transzendiert, das in ihrem Gefüge keinen Platz findet: Eine metaphysische Unruhe. Zutiefst in seinem Gemüt ist eine Kraft am Werke, welche die Harmonie seines Daseins bedroht, welche ihn allmählich aus der kostbaren Fassung seines Lebens herausdrängt. Er vermag den Riten der katholischen Kirche nicht mehr mit jener Aufrichtigkeit des Herzens nachzuleben, mit welcher ihnen seine Frau nachlebt.

[1] Friedrich Reinhart A. G. Verlag Basel.

Er vernachlässigt den Kirchgang und läßt sich in Gespräche mit den protestantischen Ketzern ein, ohne aber in ihre Glaubenswelt hineingezogen zu werden. Nein, das, was in ihm wirkt, ist in keine Welt einzuschließen, weder in die Welt der tradierten Ordnung noch in jene der neuen, der ketzerischen Ordnung. Es geht Martheile nicht um den Gegensatz Tradition—Revolution. Aber er weiß, daß die andern Menschen sein Verhalten in jenes Gegensatzpaar einspannen werden, weil ihnen seine innerste Sorge, welche jede Lebensform durchstößt, fremd ist. Er weiß — man warnt ihn davor —, daß er protestantischer Neigungen verdächtigt wird und daß an dieser Verdächtigung sein irdisches Lebensglück, das er voll genießt und heiß liebt, zerschellen könnte.

So beschließt er denn, jene geheimnisvolle Kraft, welche ihn zwingt, einen Gott zu suchen, der in keine Worte und Formen zu fassen ist, völlig in sein Inneres einzukapseln, und sich äußerlich mit letzter Korrektheit den Anforderungen von Kirche und Staat zu fügen. So versagt er sich der Stimme seines Gewissens, wie einer sich der Stimme des Versuchers versagen müßte.

«Ich habe Gott gesucht, aber er hat sich nicht finden lassen. Ich weiß, er lebt, aber er hält sich verborgen ... Es gibt nur einen Weg, ihm zu begegnen, Aug' in Auge mit ihm, befreit von allen menschlichen Formen und Lehren. Aber ich habe nicht die Kraft zu dieser Freiheit.»

Was er von innen her nicht kann, was er als endlicher Mensch nicht wagt und nicht wagen darf, den Schritt ins Nichts hinaus, den Bruch mit allen menschlichen Bindungen, um in Freiheit sich Gott gegenüber zu stellen, das vollzieht von außen das Schicksal.

Martheiles Entschluß zur Vorsicht kam zu spät. Er wird in eine gegen die Kalvinisten der Stadt gerichtete Untersuchung hineingezogen. Durch unglückliche Verstrickungen erscheint der Verdacht, unter welchen man ihn stellte, begründet. Es gelingt ihm die Flucht aus der Stadt. Es gelingt ihm die Flucht durch Frankreich. Unmittelbar jedoch vor dem Uebertritt auf holländischen Boden wird er gestellt und verhaftet. Das zuständige Gericht verurteilt ihn gemeinsam mit Kalvinisten zu der furchtbarsten, der Galeerenstrafe, zu einem Leben, das kein Leben mehr ist. Während die Hugenotten ihr Schicksal als Märtyrer ihres Glaubens in Freiheit zu tragen vermögen, während sie um ihren Glauben leiden und ihr Leiden in diesem Glauben sinnvoll wird, sieht sich Martheile dem sinnlosen Walten der Notwendigkeit gegenüber. Seine entwürdigte, gepeinigte Menschlichkeit zieht sich in einen leidenschaftlichen Trotz gegen Gott, dessen Wirklichkeit für ihn unbestreitbar ist, zusammen. Doch dieser Trotz ist nicht das Letzte: Ja, was ist er eigentlich, dieser Trotz, der da aus den Trümmern eines zerstörten Lebens emporwächst? Ist dieser Trotz nicht die Freiheit, welche der endliche Mensch nicht wagen kann, in welcher sich der Mensch gelöst von allen menschlichen Formen und Lehren «Aug' in Auge» Gott stellt? Ja, in seinem Trotze erkennt sich Daniel Martheile als das freie, Gott ebenbildliche Geschöpf, und aus dieser Erkenntnis entfaltet sich die Einsicht, daß sein Leiden auch Gottes Leiden ist. In dieser Einsicht aber wandelt sich der Trotz in Liebe, und Liebe, nicht bloß Gehorsam, verlangt Gott. «Gottes Gefährte zu sein und ihm unentbehrlich, weil er den unwilligen Dulder braucht, der ihn allein begreifen kann. Aufgehoben sind meine Leiden, denn Gott leidet in mir.»

Was soll uns diese Erzählung Otto Bruders, deren Gegenstand prima facie so unerbaulich ist?

Sie ist ein Zeugnis des Glaubens, daß auch in der Vernichtung und in der Zerstörung der Mensch zu sich selbst, das heißt in die Gemeinschaft mit Gott gelangt, daß das Letzte der Friede sein wird.

Und unter diesem Gesichtspunkt ist Bruders Erzählung eine im tiefsten Sinne erbauliche Erzählung.

PETER SCHNEIDER